

Ramón Menéndez Pidal, *El imperio hispanico y los cinco reinos*, Revista de Estudios politicos 29 (1950) 9–49; 30 (1950) 9–79. — Vf. unternimmt es in dem vorliegenden umfangreichen Aufsatz erneut, Wesen und Entstehung des spanischen Kaisertums zu erläutern. Gestützt auf eine Menge von erzählenden und urkundlichen Quellen über den spanischen Kaisertitel weist er dabei die Ansicht verschiedener seiner Vorgänger zurück, daß dieser Titel eine persönliche Auszeichnung einiger Herrscher, besonders für militärische Erfolge gewesen sei, da auch unmündige Fürsten als Kaiser bezeichnet werden. Seiner Meinung nach bedeutet der Kaisertitel den Anspruch auf eine gewisse Oberherrschaft über die spanischen Teilreiche und damit den Ausdruck eines Einheitsgedankens. Ihren Ausgang nimmt die Idee von Asturien, wo man sich als Nachfolger des Westgotenreiches fühlte. Von dort geht sie über Navarra auf Kastilien über, dessen Könige sich als *imperatores totius Hispaniae* bezeichnen, um ihren Höhepunkt unter Alfons VII. (1134 bis 1157) zu erreichen. Aufgabe dieses Kaisertums ist neben der Erhaltung des Zusammenhangs der Teilreiche die Rückeroberung der von den Mauren besetzten Länder der Halbinsel und damit die Wiederherstellung des alten westgotischen Reiches. Nach dem Tode von Alfons findet diese Idee, die schon durch die Gründung von Portugal erschüttert war, ganz plötzlich ein Ende. Der spanische Kaisertitel wird von Alfons' Nachfolgern nicht mehr verwendet. An die Stelle der Einheit treten die fünf selbständigen Reiche, Kastilien, Leon, Navarra, Aragon und Portugal, wobei als gemeinsame Aufgabe immer noch die Rückeroberung bleibt. Es ist bemerkenswert, daß sowohl in spanischen als auch in französischen Quellen diese fünf Reiche als eine ideelle Einheit behandelt werden. Im Rahmen dieser Anzeige ist es nicht möglich, auf die vielen Einzelbemerkungen des Vf.s zu seinem Thema einzugehen, doch sei am Schluß auf die interessante Feststellung hingewiesen, daß das Aufkommen des spanischen Kaisergedankens mit dem Zerfall des karolingischen Reiches und sein Verschwinden mit dem Erstarken der römisch-germanischen Kaiseridee in den Anfängen Friedrichs I. in Zusammenhang gebracht wird. G. O.

Bertold Spuler, *Die Mongolenzeit* (Handbuch der Orientalistik, Geschichte der islamischen Länder 2) Berlin 1948, Wissenschaftl. Verlagsgesellschaft, 76 S., 1 Stammtafel u. 2 Kt. — In gedrängtem Überblick stellt S. Ursprung und Verlauf der großen mongolischen Bewegung dar, an deren Anfang Chingis Chan steht. Eingehend werden Bildung und Schicksale der Teilreiche der Chingischaniden im Iran, in Mittelasien, im Kiptschak und in Indien verfolgt, insbesondere da, wo sie mit der älteren Staatenwelt des Orients und mit dem Abendlande in Zusammenhang treten: im Zeitalter der Kreuzzüge als mögliche Verbündete gegen den Islam, im 13. Jh. als plötzlich auftauchende Bedrohung Ost- und Mitteleuropas und bis über die Schwelle der Neuzeit hinaus im Bereich der Goldenen Horde, die in zunehmendem inneren Zerfall schließlich im russischen Reich aufgeht. Zwar sind die Verhältnisse Indiens bis ins 15. Jh. hinein berücksichtigt, doch vermißt man eine eingehendere Darstellung Chubilais, dessen von Marco Polo geschilderte Wirksamkeit in China als Oberlehnsherr auch der westlichen Teilreiche doch wesentlich zum Bilde der Mongolenzeit gehört. Die Darstellung ist vorwiegend politisch-historisch, eine stärkere Betonung der kulturellen, sozialgeschichtlichen und wirtschaftlichen Momente hätte den bedeutenden Vorgang der Resorption der Mongolen durch die älteren seßhaften